

Der Newsletter des Centrum für Sozialforschung und des Instituts für Soziologie der Karl-Franzens-Universität Graz

Arbeit ohne Ende? Zur Arbeitsrealität der »neuen« Selbständigen

Arbeitszeiten sind ein politisch viel diskutiertes Thema. Immer wieder kämpfen Interessensvertretungen um die Verlängerung oder Verkürzung von Arbeitszeiten von Angestellten und ArbeiterInnen. Die Arbeitszeiten von Solo- und Mikroselbstständigen hingegen unterliegen anderen Mechanismen. Sie können nicht von großen Interessensvertretungen ausgehandelt werden, sondern müssen von den einzelnen Selbstständigen für sich selbst festgelegt werden. Selbstständige arbeiten, wie aus einer Analyse der Daten der Arbeitskräfteerhebung 2005 des Mikrozensus hervorgeht, länger als abhängig Beschäftigte. Im Gegensatz zu diesen können und müssen sie sich ihre Arbeitszeiten selbst einteilen, das Ausmaß festlegen und auch selbst definieren, welche Tätigkeiten sie in ihre Definition der Arbeit einbeziehen. Da Selbstständige keine geregelten Arbeitszeiten haben und keine Vorgesetzten, die ihnen Überstunden anordnen können, kann für diese Gruppe der Frage nachgegangen werden, auf Grund welcher intrinsischer Motivationen, struktureller Zwänge und gesellschaftlicher Normen ihre Arbeitszeiten zustande kommen. Es wird dabei angenommen, dass die Selbstständigen das Ausmaß ihrer Arbeitszeiten mit sich selbst und mit ihren Familienangehörigen verhandeln müssen. Die Aushandlungsprozesse der Selbstständigen mit sich selbst sind Bestandteil des Gegenstandes, der in diesem Buch analysiert wird.

Auf der Ebene der Individuen fehlt Wissen über die subjektiven Definitionen von Arbeit und damit verbunden über Gestaltung, Ausmaß und Erleben der Arbeitszeiten Solo- und Mikroselbstständiger. Für die von überlangen Arbeitszeiten betroffenen Selbstständigen gibt es nur wenige Erkenntnisse über deren Umgang mit ihren Arbeitszeiten und über Bedingungen für Wohlbefinden mit und trotz dieser Arbeitsbelastung.

Aus dem Fehlen von Forschungsergebnissen zu Selbst- und Idealbildern von und über Selbstständige ergibt sich, dass auch die Frage nach Übereinstimmungen und Brüchen zwischen diesen

Selbst- und Idealbildern weitgehend ungeklärt ist.

Theoretisch bezieht sich die vorliegende Arbeit auf Pierre Bourdieus Konzepte des Habitus, des sozialen Feldes und der Kapitalarten. Diese Konzepte wurden auf die Dimensionen der Zeit und der Arbeitszeit angewandt und diskutiert, wie die Zeit und die Arbeitszeit sowie das Sprechen über die Zeit – oder in anderen Worten die Beurteilung der Zeit – in Bourdieus Theorie verortet werden können.

Auf dieser Basis wurde eine Analyse der Arbeitszeiten von und deren Bewertung durch Solo- und Mikroselbstständige durchgeführt, um folgende Fragen zu behandeln:

- Ist das Ausmaß an Zeit, über die eine Person verfügt, eine Form von Kapital?
- Ist das Sprechen über die Arbeitszeit ein Zeichen der Distinktion?
- Kann die Beurteilung der Zeit, die als notwendig erachtet wird, um erfolgreich (und kreativ) zu sein, als Arbeitszeit-Geschmack bezeichnet werden?

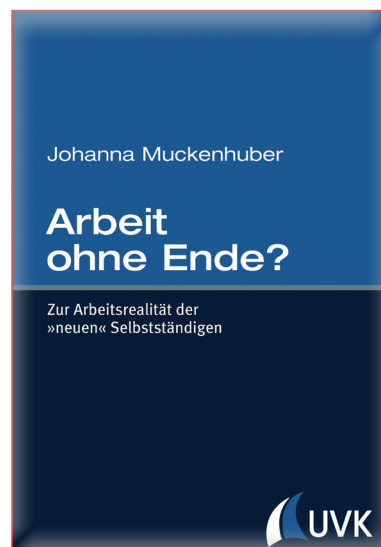
Die Analyse des Ausmaßes an Zeit-Kapital, über das die einzelnen Selbstständigen verfügen, zeigte große Ungleichheiten, die in erster Linie mit Be-

treuungspflichten in Verbindung stehen.

Das Bourdieusche Diktum einer Wechselwirkung zwischen Struktur und Individuum beleuchtet die Bedeutung der Bewertung von Sachverhalten durch die Individuen. In der Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Zeit wurde eine Analyse der Bewertung von Arbeitszeit, die für beruflichen Erfolg, aber auch für eine gute Lebensführung als notwendig erachtet wird – also einem Arbeitszeit-Geschmack –, durchgeführt. Diese Analyse zeigte, ähnlich wie in Bourdieus Studien, einen engen Zusammenhang des Geschmacks mit dem Ausmaß an Kapital, über das die Personen verfügen. Darüber hinaus konnte in der Analyse jedoch bei einer Gruppe von Personen mit hohem Zeitkapital auch eine Form der Bewertung von Arbeitszeit gefunden werden, die (entsprechend ihrem hohen Zeitkapital) lange Arbeitszeiten zwar als notwendig für beruflichen Erfolg erachten, die lange Arbeitszeiten aber auf der Bewertungsebene des guten Lebens als negativ bewerten.

Der Habitus der Personen schließlich wirkt mit seiner Doppelfunktion gleichzeitig als Bewertungs- und als Erzeugungsprinzip der Praxis. Für die Habitusanalyse wurde daher die Wechselwirkung zwischen dem Ausmaß an Zeit-Kapital, der Bewertung der Arbeitszeit und dem Ausmaß der Arbeitszeit analysiert. Mit der Darstellung der drei verschiedenen, auf die Arbeitszeit bezogenen Habitusformen kann die von Bourdieu postulierte und in anderen Lebensbereichen empirisch analysierte Wirkung des Habitus als Bewertungs- und Erzeugungsprinzip der Praxis nachvollzogen werden.

Die Analyse zeigt darüber hinausgehend, dass nicht eindeutig festgestellt werden kann, wie viel Zeit für beruflichen Erfolg aufgewandt werden muss. Vielmehr scheint die Bewertung eines notwendigen und erstrebenswerten Ausmaßes an Arbeitszeit in engem Zusammenhang mit dem Ausmaß an Zeit, über das die Individuen verfügen, aber auch mit individuellen Wertsystemen zu stehen.



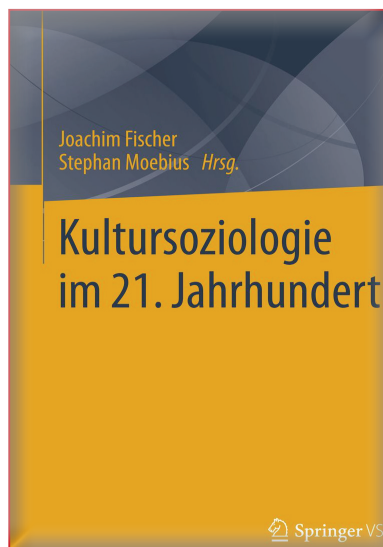
Johanna Muckenhuber: *Arbeit ohne Ende? Zur Arbeitsrealität der »neuen« Selbständigen*, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft (2014)

Johanna Muckenhuber

Kultursoziologie im 21. Jahrhundert

»Kultursoziologie im 21. Jahrhundert« – so lautete der Titel der Tagung der Sektion Kultursoziologie in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Juni 2013 in Dresden, die in diesem Band dokumentiert wird.

Die Gründung der Sektion Kultursoziologie 1984 markierte eine Art »Revitalisierung der Kultursoziologie« (Gebhardt) im deutschsprachigen Raum. Dabei war für die Erneuerer der deutschsprachigen Kultursoziologie – Wolfgang Lipp (geb. 1941), Hans Peter Thurn (geb. 1943) und Friedrich H. Tenbruck (1919–1994), maßgeblich beteiligt darüber hinaus Mohammed Rassem (1922–2000), Justin Stagl (geb. 1941), Alois Hahn (geb. 1941), Arnold Zingerle (geb. 1942) und Karl-Siegbert Rehberg (geb. 1943) – von vornherein klar, dass Kultursoziologie nicht auf eine Bindestrichsoziologie zu reduzieren ist, die sich lediglich auf Musik, Kunst, Literatur oder Theater beschränkt – auch wenn sie selbstverständlich als Musik-, Kunst-, Literatur-, Theater- und später auch Architektursoziologie für diese kulturellen Objektivierungen fachliche Zuständigkeit aufgebaut und »kultiviert« hat. Kultursoziologie versteht sich vielmehr allgemein als eine Analyse der kulturellen Grundlagen von Gesellschaft. Das heißt nicht, Kultur zu substantialisieren, sondern vielmehr, wie es Karl-Siegbert Rehberg in seinem mittlerweile kanonischen Aufsatz über »Kultur versus Gesellschaft?« einmal formuliert hat, Kultur als »Aspektstruktur aller Sozialität« zu verstehen. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist der Siegeszug der Kultursoziologie so weit



Joachim Fischer & Stephan Moebius (Hg): *Kultursoziologie im 21. Jahrhundert*, Wiesbaden: VS Verlag (2014)

vorangetrieben, dass kein sozial- und geisteswissenschaftliches Fach, ganz zu schweigen von den Kulturwissenschaften und den diversen *studies*, ohne kultursoziologische Theoreme und Anleihen mehr auskommt. Wie soll sich angesichts dessen die Kultursoziologie im 21. Jahrhundert gestalten? Wo liegen zukünftige Felder und Potenziale für die Kultursoziologie? Wo liegen etwaige Sackgassen und Holzwege, wo neue Pfade und Lichtungen?

Es waren genau zwei Ideen, die die Tagungsinitiatoren und Bandherausgeber zur Gestalt und zur Organisation einer komplex angelegten kultursoziologischen Tagung und zum vorliegenden Band leiteten, um sich dieser Herausforderung zu stellen. Die erste Idee

war, jüngere KultursoziologInnen zu versammeln, bei denen man in ihren Texten oder Vorträgen kultursoziologische Interessen merkt. Wir haben das den Plan einer *Aufbruchstagung* der Kultursoziologie genannt. Die zweite Idee war, auch die ältere Generation der KultursoziologInnen auf einer solchen Tagung und in einem solchen Band ebenfalls systematisch ins Spiel zu bringen. Durch das Prinzip der *Generationentagung* würde es also nicht nur einen Austausch zwischen der jüngeren, häufig einander unbekanntenen Generation von KultursoziologInnen geben, sondern auch einen Austausch zwischen den Generationen.

Der Band demonstriert, wie jüngere KultursoziologInnen in ihren Vorträgen ihre Perspektive markieren, was Kultursoziologie im 21. Jahrhundert bedeuten soll, und lassen sich dabei von »älteren« KultursoziologInnen kommentieren. Der Duktus der Tagung ist in den Bandbeiträgen bewusst beibehalten worden, und damit auch die Spannung zwischen Beiträgen und Kommentaren, so dass nicht etwa durch eine nachträgliche Umarbeitung des Vortrages in Hinblick auf den Kommentar letzterer überflüssig würde. Die jüngeren hatten wir gebeten, ihre Thesengefüge immer auch an einem Beispiel zu demonstrieren, anschaulich werden zu lassen – und die »Älteren« hatten wir gebeten, bei aller kritischen Einstellung auch von Verständnis geleitete Kommentare vorzubereiten.

Joachim Fischer & Stephan Moebius

Tertiärer Analphabetismus

Urteile von anonymen Gutachtern beeinflussen die Entscheidungen über Aufnahme oder Ablehnung von bei Zeitschriften eingereichten Artikeln, aber auch bei Preisen und ähnlichen Nominierungen und vor allem bei der Projektfinanzierung durch Förderungseinrichtungen. Autoren bzw. Antragsteller halten die in den Gutachten geäußerten Urteile oft für unfair, überzogen oder falsch und stellen allerhand Vermutungen über die Kompetenz ihrer Verfasser an. Das hier im Begriff tertiärer Analphabetismus zusammengefasste Unvermögen von Gutachtern

kann bei Zeitschriften von deren Herausgebern unwirksam gemacht werden, es hat bei Preisverleihungen u. dgl. keine nachhaltigen Folgen für die Karrieren von Abgelehnten, wird aber bei projektförmiger, auf Drittmittel angewiesener Forschung besonders virulent, weil dort ausgleichende Urteile einer zweiten Instanz nicht vorgesehen sind. Am Beispiel des österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung wird gezeigt, dass externe Gutachter unzureichend informiert werden und ihre negativen Urteile zu einem Teufelskreis führen können.

Das Verfahren wird von diesem Fonds verteidigt, weil es angesichts geringer Finanzmittel hilft, ausreichend viele Anträge durch ein vorgeblich rationales Verfahren abzulehnen.

Christian Fleck (2013): *Tertiärer Analphabetismus*, *Soziologie. Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie* 42 (2): 185–209

Soziale Verteilungseffekte kommunaler klimapolitischer Fördermaßnahmen – Forschungsprojekt *KlimaAlltag* am Institut für Soziologie abgeschlossen

Der anthropogene Klimawandel verursacht erhebliche Anpassungskosten. In den letzten Jahren ist offenkundig geworden, dass Klimaschutz und Klimaveränderungen jedoch nicht nur Kosten hervorrufen, sondern diese auf die unterschiedlichen Schichten der Bevölkerung ungleich verteilt sind. Die Verteilungswirkungen von Klimakosten sind gleichwohl kaum untersucht worden. Die wenigen fundierten Analysen, die hauptsächlich im angelsächsischen Raum durchgeführt worden sind, zeigen, dass die durch Klimawandel und Klimaschutz verursachten Kosten in den Industrieländern überproportional von einkommensschwächeren Privathaushalten getragen werden. Erste sozialpolitische Analysen der Klimaschutz- und Klimaveränderungskosten lassen zudem vermuten, dass die ungleiche Verteilung dieser Kosten soziale Polarisierungsprozesse begünstigt. Eine sozial unausgewogene Kostenverteilung ist jedoch nicht nur ein verteilungspolitisches Problem. Zugleich sind in der breiten Bevölkerung weitreichende Akzeptanzverluste für Klimaschutzinstrumente zu erwarten, wenn diese nicht verteilungssensibel ausgerichtet werden.



Im Rahmen des vom deutschen Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Forschungsverbundes »KlimaAlltag – Klimawandel und Alltagshandeln: Potenziale, Strategien und Instrumente für CO₂-arme Lebensstile in der Null-Emissions-Stadt« (März 2011 – April 2014) wurden am Institut für Soziologie die Verteilungseffekte lokaler klimapolitischer Instrumente untersucht (Projektleitung: Klaus Kraemer; Mitarbeiter: Se Jun Kim, Florian Brugger ab 2013). Das Grazer Teilprojekt zielte darauf ab, ausgewählte Klimaschutzmaßnahmen der Kommunen Frankfurt am Main und München im Hinblick auf die Verteilungsproblematik abzuschätzen. Hierbei standen folgende Fragen im Mittelpunkt: Welche sozioökonomischen und sozialstrukturellen Verteilungseffekte der klimapolitischen Instrumente kön-

nen in den beiden Städten festgestellt werden? Welche sozialen Gruppen werden durch Klimaschutzkosten finanziell besonders belastet? Welche sozialen Gruppen profitieren besonders von den kommunalen klimaschutzpolitischen Maßnahmen? Inwiefern können sozialpolitisch unerwünschte Auswirkungen der Maßnahmen vermieden werden?



In Frankfurt und München wurden in den letzten Jahren umfangreiche klimapolitische Maßnahmen durchgeführt. Beide Kommunen nehmen damit eine Vorreiterrolle im kommunalen Klimaschutz ein. Gleichwohl zeigte sich, dass in beiden Städten die Datenlage unzureichend ist, um die konkreten Verteilungseffekte der klimapolitischen Instrumente genauer abzuschätzen. Deswegen wurde im Rahmen des Grazer Projektes eine eigene Datenerhebung in München an ausgewählten Beispielen durchgeführt. Mit Hilfe der gewonnenen Daten wurden die Verteilungseffekte der Beratungsangebote in den Bereichen Energiesparen im privaten Haushalt (Stadtwerke München, Bauzentrum München) und Wohngebäudesanierung (FES Münchener Förderprogramm Energieeinsparung) exemplarisch untersucht. Zudem wurde in Frankfurt »Cariteam Energiesparservice« sowie das »Passivhausprogramm« analysiert.

Ergebnisse der Befragung

Im Rahmen der Untersuchung wurde offenkundig, dass in München und Frankfurt unterschiedliche lokale klimapolitische Instrumente erprobt werden, deren Verteilungswirkungen durchaus positiv zu beurteilen sind. Gleichzeitig verweist die Förderstruktur einiger Maßnahmen darauf, dass hiervon insbesondere auch einkommensstärkere Haushalte profitieren. In München konnte zudem festgestellt werden, dass Haushalte mit überdurchschnittlich hohem Einkommen einen geringeren Prozentsatz ihres Haushaltseinkommens für Energiekosten aufwenden als Haushalte mit unterdurchschnittlichem Einkommen. Auch

weisen selbstnutzende Eigentümer mit überdurchschnittlichem Einkommen eine hohe Bereitschaft zur energetischen Gebäudesanierung auf. Die Motivation zur energetischen Gebäudesanierung hängt allerdings neben dem Einkommen auch von anderen Lebensumständen (Alter, Haushaltsstruktur) ab.

Wissensprobleme und Bewertungsdefizite

Ein weiterer zentraler Befund der Befragung ist, dass Privatpersonen, die Energiesparberatungen aufsuchen, die eigenen Energiekosten und Verbrauchsmengen im Haushalt gar nicht angeben können. Deswegen sind sie auch nicht in der Lage, unterschiedliche Einsparoptionen und Modernisierungsmaßnahmen kosten- und mengenorientiert abzuschätzen. Zuweilen sind Mietern nicht einmal die Energieträger des Wohngebäudes bekannt. Selbst für Wohneigentümer gilt, dass die CO₂-Relevanz unterschiedlicher Energieträger kaum beurteilt werden kann. Nicht zuletzt wissen selbst jene Eigentümer von privaten Wohnimmobilien, die kommunale Energieberatungsangebote aufsuchen, wenig über staatliche Förderprogramme und Zwangsmaßnahmen (z.B. Energieausweis). Wie die Untersuchung zeigt, bestehen zahlreiche Steuerungsprobleme im Beratungsprozess. Vor allem sind Top-Down- und Abholangebote im Beratungsprozess kaum geeignet, um auf das Wissensproblem zu reagieren. Vor allem sollten Informationen über Energiekosten und Energiemengen von lokalen Energieanbietern so aufbereitet werden, dass sie im Haushalt auch tatsächlich nutzbar sind. Da auch die kommunalen Anbieter solcher Beratungsangebote wenig über die tatsächliche Zielerreichung ihrer Programme wissen, sollten die vorhandenen kommunalen Beratungs- und Förderinstrumente daraufhin überprüft werden, inwiefern die erheblichen Wissenslücken abgebaut werden können. Zudem ist eine periodische Evaluation der Ineffizienzen im Beratungsprozess zu empfehlen. Mit Blick auf die Ausgangsfragestellung des Projektes wäre es schließlich hilfreich, wenn Kommunen nicht nur ökonomische und energetische Wirkungsuntersuchungen durchführen, sondern zugleich verteilungsrelevante Daten erheben würden.

Se Jun Kim, Klaus Kraemer &
Florian Brugger

Wissenschaft als Beruf. Bestandsaufnahme – Diagnosen – Empfehlungen

»Vom inneren Beruf zur Wissenschaft« ist einer der berühmtesten Aufsätze von Max Weber. Wer Wissenschaftler werden will, muss nicht nur Phantasie und »Eingebung« besitzen – dies brauche auch ein Unternehmer. Damit sich wissenschaftliche Kreativität einstellen kann, sind zwei weitere Voraussetzungen notwendig: harte und sorgfältige, trockene empirische Knochenarbeit und eine Art »Rausch«, sich Scheuklappen anzuziehen und sich hineinzusteigern in die Vorstellung, dass das, was man leiste, etwas völlig Neues und Bleibendes sein werde. Leidenschaft ist für den Beruf der Wissenschaft auch deshalb unumgänglich, weil es kaum einen anderen gibt, in welchem man eine so lange Periode der existenziellen Unsicherheit durchmachen müsse, bevor man eine fixe Stelle bekomme.

Sind die Thesen von Weber, dessen 150. Geburtstag wir in diesem Jahre feiern, heute noch relevant? In den hundert Jahren seit der Abfassung seines Aufsatzes haben sich ja fundamentale Wandlungen ergeben, so die immense Expansion der Wissenschaft insgesamt, aber auch der spektakuläre Erfolg der Frauen im tertiären Bildungsbereich, der sich mit Verzögerung auch im akademisch-wissenschaftlichen Bereich durchsetzt. Diese Veränderungen haben auch die Wissenschaft selber tangiert. Die Ausschöpfung des Potentials an Begabungen ist heute sicherlich viel höher; eine jahrelange Tätigkeit als unbezahlte »Privatdozenten« konnten sich im 19. Jahrhundert nur Männer aus begüterten Familien leisten. Dafür ist heute die Konkurrenz beim Eintritt in eine wissenschaftliche Karriere höher geworden und die Unsicherheit und Prekariatät zeigt sich in anderen Formen (Befristung von Stellen, schlecht bezahlte Teilzeitjobs usw.). Wie überall, hängen die Chancen für eine erfolgreiche wissenschaftliche Karriere auch von Umständen und glücklichen Zufällen ab, etwa, ob in einem Fach Mangel an Nachwuchskräften besteht, ob gerade eine Stelle frei wird usw.

Auf meine Anregung hin wurden dank Unterstützung durch den letzten ÖAW-



Max Haller (Hg), *Wissenschaft als Beruf. Bestandsaufnahme – Diagnosen – Empfehlungen, Band 5 der Reihe Forschung und Gesellschaft, Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften (2013)*

Präsidenten Prof. Helmut Denk diese Fragen zum Thema eines wissenschaftlichen Symposiums an der ÖAW gemacht, an dem renommierte in- und ausländische Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler teilnahmen. In der oben angezeigten Broschüre wurden die Beiträge veröffentlicht. Nach einer Einleitung durch den Herausgeber befassen sich die Beiträge im ersten Teil mit Themen wie der Problematik der Messung von Bildungsleistungen durch den PISA-Test (Svein Sjøberg, Universität Oslo); Problemen des akademischen Nachwuchses heute (Reinhard Kreckel, Universität Halle-Wittenberg) und den ständischen Mustern, die es in Österreich – am Beispiel eines »stetigen Mittelbaus« – hierbei immer noch gibt (Hans Pechar, Universität Klagenfurt); mit internationalen Trends in der Entwicklung der außeruniversitären Forschung (Thomas Heinze, Universität Wuppertal) und mit den Vernetzungen zwischen dem Hochschulsektor und der außeruniversitären Forschung (David F. Campbell, Universität Klagenfurt); mit dem Verhältnis zwischen Beruf und Privatleben, Familie und Freizeit, insbesondere der Frage, ob Leidenschaft für Wissenschaft als Beruf sie zu einer »greedy institution« macht (Inken Lind, Fachhochschule Köln). Der zweite Teil der Broschüre beinhaltet die Ergebnisse einer Arbeitsgruppe von

20 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die sich in mehreren intensiven Sitzungen mit der Thematik Wissenschaft als Beruf in Österreich heute, mit Fragen wissenschaftlicher Ausbildung und Karrieren, der Auswahl und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, den Arbeitsbedingungen im universitären und außeruniversitären Bereich, der Vereinbarkeit von Wissenschaft und Beruf sowie der Resonanz der Wissenschaft in der Öffentlichkeit befassten; zu mehreren dieser Themen werden auch Empfehlungen formuliert.

Die Broschüre ist erhältlich direkt von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Um zur Frage von Weber zurück zu kommen: Ich denke, dass »Leidenschaft« auch heute noch für eine wissenschaftliche Karriere unumgänglich ist, einschließlich der Bereitschaft, mehr als 38 Wochenstunden zu arbeiten, ggf. auch einen Ortswechsel in Betracht zu ziehen usw. Dies sollte dadurch erleichtert werden, dass wissenschaftliches Arbeiten spannend ist und die Universitäten für jene, die eine feste Stelle erreicht haben, immer noch sehr gute Arbeitsbedingungen (Autonomie in der Wahl von Forschungsthemen und Arbeitsweise, Zeiteinteilung, Urlaub) bietet – Aspekte, die entsprechende berufsethische Verpflichtungen implizieren. Die »Ungerechtigkeit«, dass dies nur einem Teil der Interessenten möglich ist, lässt sich nicht wirklich beseitigen, da Wettbewerb ein zentrales Element von Wissenschaft darstellt.

Max Haller

IMPRESSUM

Medieninhaber & Herausgeber:

Manfred Prisching
Centrum für Sozialforschung
Karl-Franzens-Universität Graz
Universitätsstraße 15/G4
8010 Graz, Austria
<http://centrum-sozialforschung.uni-graz.at>

Grundlegende Blattlinie:

CSR/SOC NEWS versteht sich als Organ zur Förderung der inner- und außeruniversitären Kommunikation.

Redakteurin:

Gabriele Strohmeier

AutorInnen:

Florian Brugger, Max Haller, Se Jun Kim, Klaus Kraemer, Stephan Moebius, Johanna Muckenhuber

Fotos:

Wenn nicht anders angegeben, von den AutorInnen.

Design: Roman Klug

Satz & Layout: Gabriele Strohmeier

Erscheinungstermin: Juli 2014

Nachdruck unter Quellenangabe erlaubt. Namentlich gezeichnete Artikel geben immer die Meinung der Autorin oder des Autors wieder und müssen mit der Auffassung der Redaktion nicht identisch sein.